Der Hausfreund
UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"
Nr. 26 Lemberg, am 30. Brachmond (Juni) 1929

Zur Höhe

Roman von Elsbeth Borchart.

10)

„Ja — aus Berlin."
„Aus Berlin — o — o — wie lang sind's denn g'reischt hierher?"
„Zwei Tage."
„Nur zwei Tag'?"
„Ja — heutzutage geht es schnell."
„Jo, jo, man sieht's an der Gotthardbahn — die sauscht a so dahin — aber habe Sie — i moan in Berlin — a sone Berg' wie hier?"
Dominik Steiner war ganz aufgetaut.
„Nein," erwiderte Isa amüsiert, „hätten wir die, würden wir vielleicht nicht in Ihr schönes Land kommen."
„Was? Koane Berg'? Aber wie könne Sie lebe ohne Berg'?"
Isa unterdrückte nur schwer ein belustigtes Auflachen.
„Das kommt auf die Gewohnheit an, Herr Steiner. Nicht jedes Land ist in dieser Hinsicht so bevorzugt, wie die Schweiz, aber unser deutsches Land hat auch seine Reize und Schönheiten."
„I koan mir's nit denke — ohne Berg'."
„Wir haben in manchen Gegenden auch Berge, wenn auch nicht so hohe, wie hier. — Doch sagen Sie, Herr Steiner, haben Sie nur das eine Kind, von dem Sie vorhin sprachen und das droben auf der Senne ist?"
„Jo, nur das ane." Der Vaterstolz verklärte plötzlich sein Gesicht, „a bildsauberes Dirndl isch's, ober — ober — man hat a sei Kummer mit ihr."
„O, warum denn?" fragte Isa teilnehmend und innerlich frohlockend, daß sie den Alten endlich so weit hatte.
„Dos isch a lange G'schicht," erwiderte Steiner und kratzte sich den Kopf. Nach einigem Ueberlegen begann er dann umständlich zu erzählen, daß sein Röseli den reichen Kaspar Burger heiraten sollt', aber einen armen Schiffmann im Kopf habe und von dem Bue nicht lassen wollte, was er, der Vater, auch alles versucht habe, sie von ihm zu trennen.
„Aber so wahr i der Dominik Steiner bin," setzte er nachdrücklich hinzu, „daraus wird nix."
„Sie werden Ihrem einzigen Kinde doch kein so harter Vater sein!"
„Hart? Isch das hart, wenn i nur der Dirn ihr Beschtes will? — Soll i denn zuschaue, wie mein Haus und Geld von einem vertan werde? — Tät dem Hungerleider freili passe, si in de reiche Hof neinsetze — aber, do hätt' i z'vor noch a Wörtli mitz'rede."
Der Bauer war ganz aufgeregt und Isa beobachtete ihn eine Weile stumm.
„Wenn die Röseli ihn aber doch nun einmal lieb hat?" sagte sie dann.
„Lieb hot? — Liebe — was versteht denn so a Kindskopf davon? Die muß sie füge in der Eltern Wille."
„Nehmen Sie mir meine offenen Worte nicht übel."
Ein heller Schein leuchtete in ihren Augen, so daß Steiner den Blick nicht von ihr lassen konnte.
„Ich will Sie auch nicht beeinflussen," fuhr sie fort, „was geht es schließlich mich, die Fremde, an, ob Ihr Röseli unglücklich wird oder nicht? — Nur — wenn Sie selbst sich nachher nur keine Vorwürfe machen werden, wenn — es zu spät ist."
„Zu spät?" Der Bauer fuhr ordentlich in die Höhe.
„Ja, zu spät!" sprach Isa unentwegt weiter, „dann nützt keine Reue mehr, das Glück des einzigen Kindes ist dann zerstört für immer — doch, nichts für ungut, Herr Steiner, ich habe mich gefreut, Sie kennen zu lernen und danke auch noch einmal für die freundliche Auskunft. Also zum Kloster Ingenbohl darf wohl jeder gehen? — Schön. — Auf Wiedersehen!"
Sie reichte ihm freundlich die Hand. Steiner gab sie mechanisch, wie von einer höheren Macht gezwungen. Er brachte kein Wort heraus, solange er im Banne dieser klaren, forschenden Mädchenaugen stand.
Sobald Isa sich jedoch gewandt hatte und einige Schritte weitergegangen war, zuckte es in seinem starkknochigen Gesicht.
„Sakrisch's Teufelsweib!" knirschte er halblaut zwischen den Zähnen, „was wollt's bei mi? — Mi di Höll' heisch mache mit ihre „Zu spät?" — daß die der — nei, zu schad' wär's — so a Weib mit sone Auge, die einem in die Seel' gucke! — werd' nach Morschach geh'n, daß se nit de Röseli a betört — das Teufelsweib, das —"
„Wo bleischt de so lang, Dominik?"
Sein Weib trat in die Haustür.
Der Bauer drehte sich auf dem Absatz herum.
„Außi, wie de siehscht," gab er mürrisch zur Antwort.
„Wo hoscht das Krügli hing'stellt? I hob's alleweil g'sucht."
„Weischt nit — zu spät."
„Was isch zu spät?"
„Dumm's G'frag — gang an dei Arbeit," rief er jetzt wütend und ging an ihr vorbei ins Haus, die Tür mit Krach ins Schloß werfend.
Frau Steiner blieb mit offenem Munde draußen stehen. „Was de nu wieder hot? — Nit zum Auskenne sind de Mannsleut!"
Sie schüttelte den Kopf, verharrte noch einige Minuten draußen in stillschweigender Verwunderung und folgte darauf ihrem Manne ins Haus.

XI.

Isa hatte unterdessen ihren Weg nach Kloster Ingenbohl genommen. Es war eine friedliche Ruhe ringsum. Niemand begegnete ihr, der sie hätte in ihren Gedanken stören können. Diese Gedanken weilten noch bei Steiner und ihrem Gespräch mit ihm.
Plötzlich wurde ihre Aufmerksamkeit von etwas anderem in Anspruch genommen.
Den Weg, der vom Kloster den Berg hinabführte, kam ein Mann geschritten. Sie konnte ihn der Entfernung wegen nicht recht erkennen, aber ein seltsames Unbehagen sagte ihr, daß es Bardini sein müsse.
Einen Augenblick zauderte sie unentschlossen, dann machte sie schnell kehrt und ging den Weg, den sie gekommen war, wieder zurück. Vielleicht hatte er sie noch nicht erkannt, und wenn sie erst jenseits der Gotthardbahn war, konnte sie sich leicht in einem der vielen Gäßchen verlieren.
Sie schritt tapfer aus, um einen möglichst großen Vorsprung zu gewinnen, und schon glaubte sie sich sicher, als sie eilende Schritte hinter sich vernahm. Ihr Herz fing laut zu klopfen an.
„Signorina!"
Also doch! Es gab kein Ausweichen mehr, wenn sie nicht auffallen wollte. So hielt sie inne und wandte sich um.
„Signore Bardini?"
Er stand mit gezogenem Hute und verbeugte sich; sein Atem ging schnell.
„Signorina können laufen — alle Achtung!"
Eine jähe Blutwelle schoß ihr ins Gesicht.
„Ich habe es eilig, Signore."
„So — so, darum kehrten Sie auch wohl so plötzlich um?"
Isa zuckte unmerklich zusammen.

„Ja."

„Signorina," er sah ihr fest in die Augen, „Sie — wollten — mir ausweichen."

„Welche Annahme, Signore Bardini!" sagte sie stolz.

„Und doch — ist es so — verzeihen Sie mir — ich hatte heute schon einmal den Eindruck — sollten Sie — sollten Sie — doch ein klein wenig —"

„Was denken Sie, Signore?" fragte sie mit leicht bebender Stimme, während das Blut ihr heiß ins Gesicht stieg.

„Ich denke, daß — Sie mir zürnen."

„O warum — mit welchem Rechte sollte ich?"

„Ihr Stolz beweist mir, daß ich mich nicht täuschte und — Sie hätten ein Recht dazu — seit gestern."

„Seit gestern? Ich verstehe nicht, wie Sie das meinen."

„Nun — weil — weil Sie mich gestern sahen, als —"

„O, darüber seien Sie beruhigt," fiel sie schnell, aber kühl ein, „das tut nicht das geringste zur Sache und spielt auf Reisen auch durchaus keine Rolle."

„Auf Reisen, und — sonst?" Er lächelte fein, aber sie sah es nicht. „Aber nicht das allein ist es, Signorina, Sie müssen denken, daß ich mich vorher in Ihren Augen als etwas Höheres ausgeben wollte, als ich bin, ein — simpler Volksmusikant."

„Jeder Beruf und jede Arbeit ist achtungs- und ehrenwert," entgegnete sie, ihre Verlegenheit zu verbergen suchend.

„Jeder Beruf und jede Arbeit ist achtungs- und ehrenwert," wiederholte er mit eigentümlichem Tonfall. „Wie steht es aber mit dem, der — keinen Beruf hat? Würden Sie den verachten?"

„Verachten oder bedauern, je nach den Umständen," gab Isa, verwundert über die jähe Ablenkung, die ihr jedoch nicht ungelegen kam, zur Antwort. „Im Grunde genommen habe ich noch nicht darüber nachgedacht. Ein Mann ohne Beruf ist mir bisher noch nicht begegnet, deshalb kann ich ihn mir nicht denken, und die Frau? — Ich für meinen Teil möchte nicht zu denen, die keinen Beruf haben, zählen wollen."

„Ich weiß sehr wohl, daß die deutschen Frauen uns Männer bald überflügeln werden, aber unsere italienischen Frauen sind noch nicht so weit, mit wenigen Ausnahmen. — Sie üben also auch einen Beruf aus Signorina?"

„Ja," antwortete sie stolz und glücklich.

Sie waren während ihres Gespräches langsam vorwärts gegangen und hatten jetzt Steiners Haus erreicht. Niemand war zu sehen, es lag wie ausgestorben.

Bardini warf einen bedeutsamen Blick darauf.

„Den Beruf, anderen zu helfen sie glücklich zu machen."

Isa machte ein erstauntes Gesicht, doch ging er auf eine nähere Erklärung nicht ein, sondern fuhr fort:

„Jede Frau sollte ihn haben. Sie meinten doch einen gesellschaftlichen Beruf, nicht wahr?"

„Allerdings."

„Würden Sie ihn mir nennen?"

„Gewiß, gern — ich bin Schriftstellerin."

„Ah — auf welchem Gebiet?"

„Auf welchem Gebiete? Der schönen Literatur."

„Haben Sie schon Werke von sich veröffentlicht?"

„Ja, zwei Romane."

„Romane also. — Ich lese seit langer Zeit keine Romane mehr, doch einen von den Ihrigen möchte ich wohl kennen lernen wollen."

„Sie wollen einen deutschen Roman lesen?"

„Warum nicht? Sie zweifeln an meinen Sprachkenntnissen, Signorina. Sie mögen recht haben, ich spreche das Deutsche nur unvollkommen, doch bin ich sicher, das Geschriebene verstehen zu können. Es bleibt nur die Frage, woher ich mir einen Roman von Ihnen verschaffen kann."

Jetzt lachte Isa: „Das ist das wenigste. Ich habe ein Exemplar meiner ersten Romane zufällig hier in Brunnen."

„Wie, Signorina? Sie wollen so gütig sein, ihn mir zu leihen?"

„Ja, — gern."

„Darf ich mir erlauben, ihn aus Mythenstein abzuholen und bei dieser Gelegenheit Ihnen und Ihrer Frau Mutter meinen Besuch zu machen?"

Isa fühlte, wie sich in ihr etwas gegen diesen Wunsch Bardinis emporte. Unwillkürlich zögerte sie mit der Antwort.

Bardini hatte sie verstanden.

„Verzeihen Sie, ich vergaß im ersten Augenblick! Seit gestern habe ich jedes Anrecht darauf verscherzt."

„Seit gestern? Warum das, Signore Bardini?" beeilte Isa sich, den peinlichen Eindruck, den ihr Zögern hervorgerufen hatte, zu verwischen. Welche seltsamen Widersprüche kämpften in ihr? „Sind Sie denn seit gestern ein anderer geworden?"

„Als Mensch, nein. Doch — sagen Sie mir die Wahrheit, Signorina: Sie haben in mir keinen — Volksmusikanten vermutet?"

„Nein," gab Isa nach kurzer Pause frei und offen zu, „wenigstens hätte ich nimmermehr geglaubt, daß ein solcher eine so — so —"

„Was, Signorina —?"

„Eine so vielseitige Bildung besitzen könne."

„Signorina — Sie machen mir ein hochbeglückendes Zugeständnis."

Bardinis Augen leuchteten, aber ein seltsames Lächeln spielte in ihnen.

„Und auch Ihr Spiel", fuhr sie fort in der unklaren Absicht, etwas gutmachen zu wollen, „überragte das der anderen bei weitem."

„Das — ist Ihnen aufgefallen?"

„Es war nicht eben schwer, das zu merken, auch für weniger Musikverständige. Ich traue mir jedoch etwas musikalisches Verständnis zu. Der Ton Ihrer Geige hatte einen bestrickenden Klang."

„Kein Wunder — echte Stradivari," entfuhr es ihm halb wider Willen.

„Also doch eine echte — ich dachte es mir. Wie kommen Sie zu diesem kostbaren Schatz?"

„Wie Sie das fragen! Zuweilen kommt auch ein simpler Musiker zu einer echten Stradivari, hahaha —." Ein eigentümlich spöttisches Lächeln begleitete seine Worte.

Sie sah ihn verwundert an und wußte nicht, ob er im Ernst oder Scherz redete.

„Verzeihen Sie," sagte er, wieder ernst werdend.

„Daß Sie mir etwas vorreden wollten?"

„Nein — ich sprach im Ernst."

Ihre Augen ruhten noch immer fragend auf ihm.

„Ich will Ihnen Aufklärung geben, Signorina — ich suche schon den ganzen Tag nach einer Gelegenheit dazu."

„Wovon sprechen Sie?"

„Von meinem gestrigen Spiel bei der Truppe Figaro."

„Von der Stradivari?"

„Nicht von ihr, sondern — von mir. Darf ich denn sprechen?"

„Natürlich, Signore."

Bardini zögerte sekundenlang und seine Augen ruhten mit eigenem Ausdruck auf den reinen, schönen Zügen Isas.

„Signorina — ich täuschte Sie dennoch."

„Wie das?" rief sie befremdet und schaute voll Spannung in sein Gesicht, das einen sehr unverständlichen Ausdruck zeigte.

„Ich — gehöre nicht zu der Truppe Figaro."

„Ah — zu welcher denn?"

„Zu keiner."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ich sagte ja, daß ich Ihnen Aufklärung geben wollte, Signorina: Ich bin nicht der, für den Sie mich seit gestern zu halten berechtigt waren. Daß ich gestern mit der Truppe mitspielte, war nichts weiter als — ein toller, übermütiger Streich, den Sie sich aus meiner gestrigen Stimmung auf unserem gemeinsamen Spaziergang nach Morschach werden erklären können."

Sie sah ihn fragend und verständnislos an.

„Es ist ganz einfach," berichtete er weiter. „Nachdem ich mich gestern von Ihnen verabschiedet hatte, traf ich meine Landsleute — den Anführer und einige Mitglieder der Truppe „Figaro", und da ich aus ihren Worten vernahm, daß sie die Erkrankung eines ihrer besten Geiger beklagten, bot ich mich ihnen zum Ersatz an. Sie sehen mich noch immer verwundert an, Signorina — wahrscheinlich würde ich mich dazu nicht so schnell entschlossen haben, wenn ich in dem Anführer der Truppe nicht einen alten Bekannten aus Neapel entdeckt hätte. Das brachte mir die Erinnerung an — nun, an ein Ereignis zurück.

Mit Galgenhumor entledigte ich mich meiner mir selbst gestellten Aufgabe. Sie wäre mir nicht allzu schwer geworden, wenn Sie, Signorina, nicht dabei gewesen wären. Ich las aber in Ihrem Gesicht ein berechtigtes Befremden, und ich hatte deshalb Mühe, nicht aus der Rolle zu fallen. Was mich allein hielt, war der Gedanke, Ihnen heute Aufklärung zu geben. Sie wichen mir aber zweimal geflissentlich aus, nein, sagen Sie nichts dawider. Sie hatten ein Recht, mich zu ignorieren von Ihrem Standpunkte aus; denn Sie mußten ja annehmen, daß ich Ihnen meine Gesellschaft aufgedrängt hätte, was ich als wirklicher Volksmusikant nicht hätte wagen dürfen. Doch nun sagen Sie mir, ob Sie mir meines Streiches wegen ernstlich zürnen?"

Isa lächelte. Ihr war mit einemmale so froh und leicht zumute.

„Sie haben mir eine merkwürdige Geschichte erzählt, Signore," antwortete sie, „und ich gestehe es, daß Sie uns alle gestern ein wenig düpiert haben. Aber eins haben Sie uns damit doch gezeigt und bewiesen, daß Sie ein wirklicher Künstler sind."

„Darauf habe ich keinen Anspruch," ging er auf ihre letzten Worte ein, „ich liebe meine Geige und mein Spiel, das ist alles, ich treibe die Musik nur zum Vergnügen."

„Ihr Spiel läßt wohl auf einen Berufsmusiker schließen, indessen läßt sich Musik ebensogut mit jedem anderen Berufe vereinigen," antwortete sie. „Ich zum Beispiel könnte mich von ihr nicht losmachen, sie inspiriert und fördert meine Arbeit, sie ist mir so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie zu meinem Leben gehört, wie das tägliche Brot, und ich meine auch, sie verschöne und veredle erst jeden anderen Beruf."

„Sofern man einen anderen hat," unterbrach Bardini Isas Rede. „Damit kämen wir wieder auf die schon einmal erwähnte und nicht zu Ende geführte Frage zurück. Wenn ich zum Beispiel keinen anderen, ja überhaupt keinen Beruf hätte?"

„Unmöglich."

„Tatsache, Signorina! Ich reise in der Welt umher und sehe mir das Leben an, das ist mein Metier — meine Mittel gestatten es mir zufällig — hahaha!"

Sein Lachen klang wie ein Hohn.

Isa sah fragend in seine dunklen, leuchtenden Augen.

„Und — Sie fühlen sich von diesem berufslosen Leben befriedigt — beglückt?"

„Sie stellen eine Gewissensfrage, Signorina. Wo ist das Glück? — Ich stellte einst andere Anforderungen, aber — das ist vorüber."

Sein Gesicht hatte sich verfinstert, und seine Lippen preßten sich fest zusammen.

Sie gingen eine Weile schweigend.

„Signorina — ich möchte Ihnen eins zur Erklärung sagen." Er holte tief und schwer Atem. „Mein Vater war der berühmte Maler Francesko Bardini."

„Ah," rief sie überrascht.

„Sie haben von ihm gehört?"

„Mehr als das — ich habe einige seiner Bilder gesehen, zum Beispiel das wundervolle „Fra Breve" und das „Santa Maddalene"."

„So — so werden Sie mich verstehen."

„Ich bedauere — ich verstehe durchaus nicht, was das mit Ihrer Berufslosigkeit zu tun hätte."

„Nicht? Die Sache ist klar genug. Ich war so kühn und vermessen, in meines Vaters Fußstapfen treten zu wollen und blieb trotz meines Eifers nichts anderes als — der Sohn meines Vaters. — Hahaha — da haben Sie das ganze Bild."

Sein bitteres Auflachen tat ihr in der Seele weh.

„Signore — Sie haben sich vielleicht unterschätzt —"

„Ueberschätzt, sagen Sie lieber," fiel er ein. „Ich bildete mir ein, etwas von meines Vaters Talent geerbt zu haben, alle meine Kraft vergeudete ich auf die elenden Bilder, von denen es nur immer hieß: sie werden den Vater nie erreichen. — O, Signorina, es ist ein Fluch, der Sohn eines berühmten Mannes zu sein. Sein Ruhm verfolgte mich wie ein Gespenst und hinderte mich, aus eigener Kraft etwas zu erreichen. Da warf ich, vom Ekel gepackt, Pinsel und Palette fort und ging auf Reisen. Jetzt ist mein Vater bereits seit drei Jahren tot, aber gegen seinen Ruhm könnte ich auch jetzt noch nicht aufkommen — ich habe auch — abgeschnitten damit. Wenn man nichts Großes leisten kann, dann lieber gar nichts."

„Dann zogen Sie — das letztere vor." Es lag ein eigener Klang in ihren Worten, und Bardini fühlte fast etwas wie Betroffenheit. Doch sie fragte ruhig weiter:

„Haben Sie das Malen ganz aufgegeben?"

„Nein. Zuweilen, wenn ich gerade bei Stimmung bin, greife ich zum Pinsel."

„Ich würde gern ein Bild von Ihnen sehen wollen."

„Um auch den Sohn mit dem Vater zu vergleichen?"

„Nein, nicht deshalb."

„Verzeihen Sie — der Argwohn war unberechtigt. Aber ein Bild von mir werden Sie niemals sehen, weil ich es stets halb vollendet — wieder vernichte."

Isa wollte etwas erwidern, aber sie waren vor Mythenstein angelangt, und Bardini stand mit dem Hut in der Hand vor ihr.

„Darf ich trotz allem — morgen kommen?" fragte er.

Eine jähe Glut stieg in ihre Wangen.

„Ja — kommen Sie — A rivederici."

„A rivederici, signorina." Er hielt ihre Hand sekundenlang fest, dann gab er sie frei und Isa ging ins Haus.

Isa hatte ihrer Mutter alle Einzelheiten ihrer Begegnung mit Bardini erzählt, und Frau Renatus hatte aufmerksam zugehört. Als Isa geendet, schüttelte sie lächelnd den Kopf.

„Was diese jungen, heißblütigen Italiener auch alles zustande bringen! Was seine Berufslosigkeit anbetrifft, so meine ich, daß ihm weniger der Ruhm seines Vaters als sein Reichtum hinderlich gewesen ist. Wäre er arm und hätte er sich sein Brot selbst verdienen müssen, würde schon etwas rechtes aus ihm geworden sein. Ein Mann von achtundzwanzig Jahren — so alt muß er nach seiner eigenen Erzählung sein — ohne Beruf — ein Weltenbummler — das ist allerdings stark."

„Mutti, es ist vielleicht noch nicht zu spät," fiel Isa ein, und ein heller Schein leuchtete in ihren Augen. „Er ist des tatenlosen Lebens überdrüssig, man merkt es ihm an, und das ist der erste Schritt auf einem neuen Wege — doch höre — der Gong zum Abendbrot — komm, Mutti, ich habe von meinem weiten Spaziergang einen rechtschaffenen Hunger mitgebracht und — ich will es gern gestehen — ein wenig neugierig bin ich auch, wie man die Ueberraschung aufnehmen wird."

Als Isa bei Tisch erzählte, erntete sie einen wahren Sturm von Fragen. Zuerst wollte man ihr nicht glauben und hielt ihre Aussagen für Scherz, doch als sie nochmals versicherte, daß sie Bardini getroffen und daß er ihnen morgen, wo er nach Mythenstein kommen wollte, dasselbe sagen werde, konnten sie nicht mehr zweifeln. Käte Rönne aber war ganz aufgeregt.

„Habe ich es nicht gleich gesagt? Er ist etwas Höheres," rief sie freudestrahlend.

„Aber ein Graf leider doch nicht," neckte die Wissenschaftliche.

Diesmal schmollte Käte nicht. „Mehr als das," erwiderte sie, „er ist ein Künstler — sein herrliches Geigenspiel hat es gezeigt."

Von seiner Malerei hatte Isa nichts verraten.

Helene Brandis hatte diesem Gespräch mit wachsender Teilnahme zugehört, ohne sich jedoch über ihre Meinung zu äußern. Nur ihre Wangen hatten sich leicht gerötet und ihre Augen einen lebhaften Ausdruck bekommen.

Isa ahnte, was in der Seele dieses Mädchens vorging und wußte, daß es sich ihr bei Gelegenheit offenbaren werde.

Nach dem Abendbrot wurde noch ein Spaziergang an den Kai unternommen. Die Lehrerinnen hatten eigentlich wieder das Konzert der Neapolitaner in der „Drossel" besuchen wollen, nun sie aber erfahren hatten, daß Bardini nicht mehr mitspielte, hatte es den Reiz für sie verloren.

Isa war nicht mitgegangen; sie hatte sich ihrer Karte, die sie vormittags im Bazar Leuthold für Thea gekauft, erinnert und wollte sie noch schreiben und abschicken.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Mörder nimmt den Namen seines Opfers an

Stuttgart. Kapitalverbrechen ereignen sich in der württembergischen Hauptstadt selten. Um so größeres Aufsehen erregte daher in Stuttgart ein soeben ermittelter Mordfall, der durch seine Begleitumstände einzigartig in der Kriminalgeschichte dasteht. Ein Bruderpaar, die Maler Anton und Ludwig Schönig, hausten in Ulm an der Donau in einer gemeinschaftlichen Wohnung. Ludwig war verheiratet, nahm es aber mit der ehelichen Treue nicht so genau; aber auch seine Frau war keine Mustergattin, denn man munkelte von einem Liebesverhältnis mit ihrem eigenem Schwager, das schon zu häufigen Streitigkeiten geführt hat. Ende vorigen Jahres machte das Bruderpaar einen Spaziergang.

Anton, der Schwager, kam allein zurück und erzählte seiner Schwägerin, daß ihr Mann mit einem jungen Mädchen nach der Schweiz durchgebrannt sei und voraussichtlich niemals wieder zurückkehren werde. Frau Schönig fiel ein Stein vom Herzen, sie umarmte ihren Liebhaber und beschloß, mit Anton gemeinsam nach Stuttgart zu ziehen.

Ende November vorigen Jahres hielt das Paar seinen Einzug in die Landeshauptstadt, bezog auf Antons Vorschlag eine gemeinschaftliche Wohnung und meldete sich als Ehepaar Ludwig Schönig und Frau polizeilich an. Alles ging gut, kein Mensch beachtete die beiden fremden Menschen, und Anton körperte sich vollkommen in die Rolle seines Bruders ein. Er verstand das sogar so gut, daß er, ohne mit der Wimper zu zucken, eine diesem zudiktierte Gefängnisstrafe verbüßte; auch vergaß er es nicht, sich auf den Namen seines Bruders die zustehende Arbeitslosenunterstützung abzuholen. Aeußerlich sah man Anton nicht das geringste an; Hausbewohner, die ihn genauer beobachteten, entging jedoch das Gedrückte seines Wesens, das er gelegentlich zur Schau trug, nicht. Sie schoben es jedoch der Schüchternheit des jungen Ehemannes zu und schöpften weiter keinen Verdacht.

Monate vergingen, nichts Außergewöhnliches ereignete sich, und das falsche Ehepaar würde vielleicht noch heute unbehelligt in seinem Heim wohnen, wenn ein Zufall nicht das ganze Kartenhaus zum Einsturz gebracht hätte.

Eine Freundin der Frau Schönig kam zu Besuch, und wollte ihren Augen nicht trauen, als sie statt Ludwig den Anton als Gatten vorfand. Ihr kam die Sache äußerst rätselhaft vor und sie setzte daher diskret einen Polizeibeamten von ihrem Erlebnis in Kenntnis.

Die Stuttgarter Polizei leitete im geheimen eine Untersuchung ein und unterzog dann Frau Schönig einem eingehenden Kreuzverhör. Nach längerem Leugnen gestand sie schließlich unter Tränen den geschilderten Sachverhalt ein, und erklärte, daß sie seit dem Verschwinden ihres rechtmäßigen Mannes keine Nachricht mehr von ihm erhalten habe. Anton Schönig, bestritt zunächst, etwas von dem Verbleib seines Bruders zu wissen, machte dann aber auf energisches Vorhalten ein überraschendes Geständnis. Im Verlauf eines Streites habe er seinen Bruder mit einem Beil erschlagen und seine Leiche im Garten verscharrt. Seine Schwägerin wisse nichts von dem Mord; sie habe fest daran geglaubt, daß ihr Mann sich in der Schweiz befände.

Diese Aussagen wurden von der Polizei natürlich sehr skeptisch aufgenommen; man neigt vielmehr zu der Annahme, daß der Mord vorsätzlich ausgeführt worden ist. Irgendwelche Beweise einer Mitschuld der Frau Schönig haben sich bisher nicht ergeben; psychologische Gründe sprechen sogar dafür, daß sie tatsächlich von der Tat nichts gewußt hat. Interessant ist noch die Tatsache, daß der Brudermörder ebenfalls verheiratet ist, aber von seiner Frau getrennt lebt.

Die Leiche ist inzwischen in Ulm an der angegebenen Stelle in Anwesenheit des Täters, der dabei ein überaus zynisches Verhalten an den Tag legte, ausgegraben und ins Ulmer Leichenhaus übergeführt worden. Man erhofft sich von der Leichenschau nähere Aufschlüsse darüber, ob ein Mord oder nur Totschlag vorliegt. Die Stuttgarter und Ulmer Bevölkerung ist in größter Erregung; der grausige Brudermord bildet überall das Tagesgespräch. Die Tat, die infolge ihrer Begleitumstände zu den schrecklichsten Kapitalverbrechen der letzten Jahre in ganz Württemberg gehört, wird ihre Sühne vor dem Schwurgericht in Ulm finden. Der Mörder befindet sich bereits im dortigen Gerichtsgefängnis; von der Verhaftung der Frau Schönig hat man bisher Abstand genommen.

Wie in Tibet gedruckt wird

Dr. Joseph F. Rock, ein amerikanischer Asienforscher, hat in den Klöstern Tibets das Leben der Mönche studiert. Viele von ihnen sind mit dem Druck heiliger Bücher, namentlich des Kandjur mit 108 und des Tandjur mit 209 Bänden, beschäftigt. 54 Mönche müssen neun Monate lang an der Herstellung dieser 317 Bände arbeiten. Sie werden, jede Seite einzeln, von Druckstöcken gedruckt, die aus Walnußholz gearbeitet sind. Jeder Druckstock enthält nur eine Seite, und seine Herstellung erfordert die viertägige Arbeit eines geschickten Lamas. Dieser bekommt täglich etwa 20 Pfennig und daneben Naturalien von Lebensmitteln. Von den Druckplatten sind nur zwei komplette Sätze ohne den geringsten Fehler vorhanden. Sie sind über fünfhundert Jahre alt und ausgezeichnet erhalten. Das Papier wird von Karawanen, die elf Tage unterwegs sind, herbeigeschafft. Die Bücher werden vom Volk in hohen Ehren gehalten, und wenn die einzelnen Blätter auf der Gebetsmühle gedreht werden, so ist dies ein höchst gottgefälliges Tun. Erkrankt eine einflußreiche Persönlichkeit, so wird die große Gebetshalle des Klosters geöffnet; die 700 Mönche versammeln sich dort und lesen innerhalb eines Tages die 317 Bände, jeder einen Band für sich, laut herunter. So sorgen sie für das Wohlergehen des Erkrankten.

Heuschreckenplagen in Deutschland

Furchtbare Verheerungen haben die Wanderheuschrecken in neuester Zeit besonders in Marokko und in Palästina angerichtet, mit Flammenwerfern und Drahtverhauen ist man ihnen zu Leibe gegangen. Jetzt wird von einem ungeheuren Einfall dieser gefräßigen Insekten in Bulgarien berichtet, und damit erscheint diese biblische Landplage wieder in Europa. In Deutschland ist ja glücklicherweise in den letzten Jahrzehnten von solchen Verwüstungen verschont geblieben, und überhaupt war im 19. Jahrhundert die Heuschreckenplage gering. Bis ins 18. Jahrhundert aber hat sie auch bei uns gewütet, wie Carl W. Neumann in seiner Neuausgabe des Insektenbandes von „Brehms Tierleben" in der bei Reclam erscheinenden Jubiläumsausgabe mitteilt.

Die europäischen Wanderheuschrecken haben bis ins 18. Jahrhundert hinein die deutschen Gaue immer wieder heimgesucht. Die ältesten Nachrichten reichen bis ins Jahr 873 zurück, aus dem die Chroniken des Klosters von Fulda und die Xantener Jahrbücher von entsetzlichen Verheerungen durch die Insekten berichten. Besonders furchtbar war die Plage im 14. Jahrhundert. Damals drangen die zahllosen Schwärme von Syrien aus nach Ungarn vor, verbreiteten sich von dort nach Polen, Böhmen und Oesterreich und teilten sich dann in zwei Haufen, von denen der eine Italien, der andere Frankreich, Bayern, Schwaben, Franken und Sachsen überfiel. Im Jahre 1543 wurde die ganze Gegend um Halle und Leipzig von Heuschreckenschwärmern zu einer Wüste gemacht. 1693 zogen sie aus Böhmen nach Thüringen und verheerten die Gebiete von Jena, Erfurt und Weimar.

Ein Augenzeuge berichtet darüber folgendes: „Die Heuschrecken waren am 3. August aus Ungarn nach Oesterreich gekommen und streiften von da nach Böhmen und weiter ins Vogtland und ins Altenburgische. Nun flogen sie über die Saale und langten zwischen dem 18. und 20. August in Thüringen an. Es waren ihrer so viele Millionen, daß sie wie schwarze Wolken daherzogen. Bei Tage, wenn es anfing, heiß zu werden, erhoben sie sich vom Erdbeben und suchten neue Weide, bei Nacht aber saßen sie auf der Erde und fraßen alles weg, was grün war. Ein Teil von ihnen machte sich an die Bäume, und zwar in solcher Menge, daß sich die Zweige zur Erde beugten. Der am 20. August an Jena vorbeiziehende Hauptschwarm bestand aus drei Haufen, die deutlich getrennt voneinander flogen, und zwar mit einem Geräusch, das dem Brausen eines Wasserfalls gleichkam. Ein Südwind hob sich auf und trieb sie nach Norden auf die nächstgelegenen Berge, wo sie alles Gras verzehrten. Um die Stadt Weimar traf man sie zwei Hand hoch. Alle Heuschrecken waren gelblich, die Männchen kleiner und heller als die Weibchen. Schwäne, Enten und Hühner, auch Schweine mästeten sich an ihnen. Da Regen und Kälte eintraten, konnten die Insekten nicht weiter kommen; sie starben um Naumburg und in anderen Saalegegenden ab, nachdem sie vier Wochen lang dort gewütet hatten."